Nr. 50 Leipzig, den 4. Dezember 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Königseinzug 1 — Die Lehre von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung — Von den Barmherzigen Schwestern — Das Münster zu Ulm und Herr Reichensperger — Ein zu wenig gekannter Freund — Verschiedenes: Fechner †; Hessischer Hauptverein des Evangelischen Bundes; Evangelische Erziehungsanstalt zu Schadwalde; Griechische Kirche in Berlin

Königseinzug

Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Psalm 24, 7.

1

Wo ein König seinen Einzug halten will, da eilt die frohe Kunde seiner Ankunft ihm schon weit voraus, erfüllt aller Herzen mit Freude und Jubel, läßt aller Augen stolzer blicken und aller Hände geschäftiger sich regen. Wie wetteifert alles mit einander für einen festlichen Empfang. Jeder Gedanke, jedes Interesse ist nur auf das Eine gerichtet: Der König kommt!

Nun, wir sehen ja auch der Ankunft unsers Königs entgegen, und eines Königs, der mehr ist als der Größte und Gewaltigste auf Erden, der's auch wohl um uns verdient hat, daß wir uns für ihn bemühen. Ja, machet die Thore weit, bereitet den Weg, räumt alles Hindernis beiseite, sorgt für gebührenden Empfang, ziehet aus, dem Könige entgegen! Er muß wissen, daß er willkommen ist, daß man schon auf ihn gewartet hat, daß man seiner Einkehr sich freut, und daß Hände und Herzen geöffnet sind, seine Gaben und Gnaden hinzunehmen.

Oder sind die Thore unsrer Herzen und Häuser nicht zu eng, den Weihnachtskönig zu uns einzulassen? Worauf gehen denn jetzt unsre Gedanken hinaus, wovon sind unsre Herzen erfüllt? Gewiß ist es ja das nahe Fest mit seiner geheimnisvollen und doch so geschäftigen Vorbereitung, was uns in Anspruch nimmt. Aber wie wenig kommt von diesem fleißigen Treiben dem zu Gute, der doch des Festes Mittelpunkt bleiben muß, unserm Könige. Ja, wie ist der rechte Weihnachtssegen für viele gefährdet durch ein Sorgen und Arbeiten, Hasten und Jagen um Dinge, die doch im besten Falle nur Bild und Gleichnis der ewigen Weihnachtsgabe sind? Ihr sagt: „Wir haben jetzt keine Zeit daran zu denken; alle Hände voll haben wir zu thun, müssen jeden Augenblick zu Rate ziehen, wenn wir noch fertig werden und für jeden eine Kleinigkeit bereit haben wollen, der das von uns erwarten kann." Aber einmal ists doch nicht wohlgethan, das außer Acht zu lassen, worauf es uns vor allem ankommen muß, und es hinter dem zurückzusetzen, was doch von jenem erst seinen wahren Sinn und seinen rechten Wert empfangen kann. Zum andern aber soll ja doch die Pflege wirklich echter und gesunder Frömmigkeit nicht bloß in besonders dafür angesetzten Zeiten und Stunden neben unsrer sonstigen Arbeit oder Beschäftigung hergehen, sondern sie soll gerade ganz vornehmlich diese selbst durchdringen und in ihr und durch sie sich bewähren, soll ihr die Ziele setzen, die sie verfolgen, den Geist einflößen, der sie beseelen muß.

Und sollte uns das nicht jetzt gerade, in der Weihnachtszeit, vor allem leicht werden, wo wir in solch besonders lieblicher Weise dazu aufgefordert werden? Könnte nicht auch diese freundliche Geschäftigkeit, welche die Tage und Wochen vor dem Feste zu beherrschen pflegt, dadurch recht ihre Weihe bekommen, daß auch sie unmittelbarer, als es unsre Gewohnheit ist, in den Dienst des höchsten Interesses mit hineingezogen würde? Müßte nicht jedes Geschenk darauf angesehen werden, ob es auch wirklich sich zum Christbaum schickt? Müßte man nicht alles fernhalten und ausschließen, was unter demselben bei rechter Ueberlegung keine Stelle hat? Müßte man nicht auf Gaben denken, die dem Geiste dessen entsprechen, an dessen Tage sie gespendet werden sollen? Was das Herz verflacht, was den Sinn erniedrigt, was nur die Eitelkeit nährt und in der Hoffart bestärkt, was die Ansprüche, die Begehrlichkeit mehrt, das sollte am wenigsten zur Verherrlichung des heiligen Abends geeignet erscheinen. Dagegen was wirklich frommt, nützlich und nötig ist, was Herz und Gemüt bereichert und vertieft, was das geistige Interesse weckt und fördert, was einer reinen, anspruchslosen Freude dient, das ziemt sich recht auf den Weihnachtstisch. Warum ist vielen bei der Auswahl wie bei der Herstellung ihrer Geschenke der Gedanke gar so fern, daß sie am Tage des Herrn überreicht werden sollen? Das würde nicht nur diesen selbst von manchem Mißton ungetrübt erhalten, sondern es würde auch der Erinnerung an seine höchste, seine eigentliche Bedeutung mitten in der mußearmen Rüstezeit Raum verschaffen.

Und noch auf ein scheinbar sehr Geringfügiges möchte ich aufmerksam machen. Warum hat doch das Christkind aus seinem schönen Recht, die Herzen und Gedanken der Kinder vor dem frohen Feste einzunehmen, ihre Wünsche und Hoffnungen zu beherrschen, ihre ahnungsvolle Erwartung anzuregen, ihre guten Vorsätze in Kraft zu erhalten, sich verdrängen lassen müssen durch die nichtssagende Gestalt des faden Weihnachtsmannes? Da lobe ich mir den alten, ehrlichen St. Niklas, den Knecht Ruprecht und die heiligen drei Könige mit ihrem reichen Legendenschmuck. Aber dies farb- und blutlose Gespenst! Warum nicht wieder das lichte, liebliche Bild des Christkindes an die Stelle dieses nebelhaften Schattens treten lassen, das so ernst und mahnend und doch so mild und freundlich vor des Kindes Herzen und Augen stehen würde. Jenes Trugbild zerrinnt bei jedem Kinde über kurz oder lang in das Nichts, aus dem es stammt, ohne etwas andres als die Erinnerung an die erfahrene Täuschung in ihm zu hinterlassen. Daß aber der heilige Christ die Weihnachtsgaben gebracht, das können wir mit der gleichen, vollen Wahrheit dem kleinsten Kinde und dem bejahrtesten Manne sagen; ja das Wort wird inhaltsvoller und beziehungsreicher, je mehr das Alter und das Verständnis reift. Und es ist keine so durchaus bedeutungslose Sache. Wie viel würde sich ganz ungesucht damit verknüpfen. Wie leicht und natürlich böte sich euch Eltern die Gelegenheit, die ihr so sehr euch scheut selber herbeizuführen, euern Kindern von dem heiligen Kinde zu erzählen, in dessen verheißungsvollen Händen das Heil der Welt beschlossen liegt. Euch selbst würde mehr, als ihr euch zugetraut, der Mund aufgehen, bei euern Kindern würdet ihr gerade jetzt in der Weihnachtszeit das Herz weit offen finden, und gebend und lehrend, denkend und dichtend würdet ihr selbst noch mehr gewinnen als die Kinder. Inniger, wahrer würden die Weihnachtslieder bei euch erklingen in der Dämmerstunde.

So wenig habe ich heute fordern mögen. Und doch, wenn auch nur dies geschähe, wie manch heller Strahl des Weihnachtslichtes würde schon in die Adventszeit fallen; wie viel bereiter und empfänglicher würde das Fest die Gemüter finden, ein wie viel größerer Segen würde aus diesen ganzen, so segensvollen Tagen mit hinübergenommen werden in das neue Jahr. D

Die Lehre von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung

Unter obigem Titel hat unser Blatt in Nr. 20 dieses Jahrganges einen Aufsatz gebracht, dem noch zwei andre von demselben Verfasser gefolgt sind. Es sei einem dankbaren Leser jener Artikel gestattet, hier auszusprechen, was ihm an denselben mißfallen hat. Aber da das „dankbar“ kein leerer Schall ist, so drängt es mich, vorher zu sagen, was mir in den Artikeln sehr wohlgefällt. Das Beste steht zuletzt, am Schluß des Artikels in Nr. 36; ich meine die kräftige Betonung des Christenglaubens, „daß der Mensch und seine vertrauende Bitte allerdings eine Einwirkung auf Gottes Willen zu üben vermag.“ Das sehe ich überhaupt am liebsten in den Ausführungen des Verfassers, wenn er so kräftig bemüht ist, es sich und uns zu sagen, daß unser Gott ein lebendiger Gott ist. Daneben gefällt mir wohl, daß er ein warmes Herz für die Nöte hat, welche unsre Schul- und Berufsbildung unserm Glauben bereiten können. Wir wollen es zwar nicht haben, wenn die Theologen uns bisweilen vorzureden scheinen, der christliche Glaube sei ein so charakterloses Ding, daß er, wenn man ihn nur recht versteht, in den Kreisen höherer Bildung gar keinen Anstoß erregen könne. Aber das müssen wir doch auf der andern Seite auch von ihnen verlangen, daß sie uns gegen die Sorge schützen helfen, es gebe unabweisbare Erkenntnisse, die dem Glauben widerstreiten. Solcher Wahn muß niedergelegt werden. Die zarten Seelen, die zufrieden sein wollen, wenn das Heilige schön, aber nicht wahr ist, sind viel zu weichlich, als daß sie christlich sein könnten. Also in jenen beiden Punkten kann der Verfasser gewiß bei uns allen auf Beifall rechnen. Wer für diese Dinge kein Verständnis hat, wird unser Blatt gar nicht lesen.

Ich bin aber sogar der Ueberzeugung, daß gerade das, was der Verfasser an dem christlichen Gedanken von Gott so lebhaft betont, wohl geeignet ist, den Zweifeln die schärfsten Zähne auszubrechen, mit denen ein wissenschaftlich geschulter Verstand gegen den Glauben angeht. Er will von einem Gott nichts wissen, für den all sein Wirken so selbstverständlich wäre, als wäre er nicht ein lebendiges Wesen, das mit persönlicher Anteilnahme sein Thun durchdringt, sondern eine unpersönliche Weltordnung. Von einem solchen Gott kann man in der That nicht nur nichts wissen, sondern man hat überhaupt keinen Grund, von einem solchen Gott zu reden. Ob es einen solchen Gott giebt, kann uns ganz gleichgiltig sein. Denn wir würden von ihm nichts andres erfahren, als was wir durch die einfache Summe und Macht des in der Welt Wirklichen auch erfahren, nämlich die Notwendigkeit, zu sein, was wir sind, und zu leiden, was uns widerfährt. Jener Gott ist nichts weiter als der Schatten der Welt in den Nebeln eines unklaren Verstandes. Gegen die Zweifel, welche dieses Gespenst beseitigen wollen, wird man daher vergeblich nach einem Schutze suchen. Dagegen können wir Christen schon dadurch unsern Glauben gegen Einreden der Wissenschaft schützen, daß wir rund heraus erklären, unser Glaube habe mit jenem Gedanken von Gott nichts zu schaffen.

Freilich scheint der Gott, an den wir glauben, den Widerspruch der Wissenschaft noch stärker herauszufordern. Er ist der unserm Erkennen gänzlich verborgene, geheimnisvolle Grund der Welt; und er ist dennoch in allen Tiefen seines Wesens nichts andres als die Liebe, der gute und gerechte Wille, den der Mensch versteht. Von diesem Gott können wir mit den Mitteln der Wissenschaft nicht die geringste Spur in der uns erkennbaren Wirklichkeit entdecken. Er ist so allmächtig, daß ihn die Menschen für nichts halten können. Aber für unsern Glauben ist das kein Schade, sondern ein Gewinn. Ein Glaube, der absichtlich bei der Wissenschaft keine Begründung und keine Bestätigung sucht, braucht auch ihre Angriffe nicht zu fürchten.

Gründe für seine Zuversicht muß er freilich haben; jedoch das sind solche, die zwar das Gewissen treffen, aber den Thoren nicht zwingen können. Den Frommen Israels steht es fest, daß dieser Gott lebe, von dem die Propheten sagen, daß er die Seinen mehr liebe, als Vater und Mutter lieben können. Aber ein sicherer Halt ist diesem Glauben doch erst gegeben worden, seitdem Jesus Christus uns zum Bürgen für die Wahrheit jener Gedanken geworden ist. Jesus ist damit die Quelle göttlicher Offenbarung für viele geworden; aber doch eben nur für die sittlich Regen, und auch von diesen nur für die, welche sich dem Eindrucke seiner Person hingeben wollten.

Wie steht es nun mit diesen? Worin hat ihr Glaube größere Klarheit gewonnen als der Glaube des alten Bundes?

Ein Unterschied ist ohne Zweifel vorhanden. Das Buch Hiob könnte nicht wohl im Neuen Testamente stehen; ein Prophetenwort wie Jerem. 20, 14*) wäre in dem Munde eines Apostels Jesu nicht möglich. Es kann freilich auch einem Christen so gehen, daß er es nicht fertig bringt, die Last, die ihm auferlegt ist, innerlich zu überwinden, sodaß ihm zunächst nichts andres übrig bleibt, als still zu tragen. Aber dahin soll es doch nicht mit ihm kommen, daß er überhaupt die quälendsten Rätselfragen des Lebens durch den Hinweis auf Gottes unbegreifliche Allmacht zum Schweigen bringt. So geschieht es im Buche Hiob. Der Christ dagegen soll eine Antwort auf diese Fragen finden, die sein Herz wieder froh machen kann.

Ohne Zweifel ist es die edelste Aufgabe für die Theologie, zu zeigen, wie dem Christen das gelingt, daß er in widerwärtigen Erlebnissen, besonders in seiner Gewissensnot, dennoch das Regiment und die Vorsehung eines heiligen Gottes zu seinem Troste macht. In solchen Momenten sieht es ganz so aus, als stünde die Macht über die Welt bei dem Absurden und die Macht über unser inneres Leben bei dem Schlechten, nicht aber bei einer weisen Liebe.

Wodurch kommt der Christ über dieses Zeugnis der Erfahrung hinweg? Es ist auch für einen frommen Menschen nicht leicht, darüber hinwegzukommen. Erzählt doch der Verfasser jener Artikel sogar von einem frommen Philosophen unsrer Zeit, der sich ganz dem Eindrucke hingiebt, daß nach dem, was wir sehen, das Gute keine Macht in der Welt hat, und der nun deshalb zu der Ueberzeugung kommt, daß der gute Gott, an welchem sein Herz hängt, nicht der Schöpfer und Herr der Welt sein könne. Wenn ich nun den Verfasser recht verstehe, so möchte er solchen Leuten Hilfe bringen. Falls ich ihm meine Unterstützung dabei anbieten darf, so möchte ich vorschlagen, daß wir uns mit dem genannten Philosophen erst einmal darüber verständigen, daß sein warmherziger Glaube an einen guten Gott höchst unverständig und grundlos ist. Das würde wohl zu erreichen sein. Denn dieser Philosoph, als ein ernster Mann, hat sicher schon oftmals die Thorheit seines Herzens erkannt und bereut. Dann sollte es ihm aber nicht schwer fallen, den Gott, den lediglich das thörichte Herz eines Menschen auf seinen gebrechlichen Thron erhoben hat, als eine Einbildung zu erkennen. Wir würden ihm freilich, wenn wir ihn dahin brächten, seinen Glauben zerstören. Aber das dürften wir nicht bedauern. Denn der heidnische Glaube, in welchem der fromme Mann steckt, ist für das Aufkommen christlichen Glaubens in seiner Seele nicht eine Vorbereitung, sondern ein Hindernis. Wenn wir ihn auf solche Weise genötigt haben, sich die Frage: Warum glaube ich überhaupt an einen Gott? mit der Schärfe und Dringlichkeit zu stellen, wie es bei einem Christen der Fall sein muß, so können wir ihm vielleicht auch zeigen, wie der Christ durch die Thatsache, die seinen Glauben begründet, gegenüber allem, was er sonst in der Welt erfährt, fest und stark gemacht wird.

Dagegen wird nun, wie mir scheint, weder ihm noch sonst einem Menschen damit geholfen, wenn er in die „Welterklärung vom Standpunkte des Gottesglaubens“ eingeführt wird, welche

*) Verflucht sei der Tag, darin ich geboren bin 2c.

der Verfasser darbietet. Mit einem hochstehenden Berliner Geistlichen verspricht sich derselbe großen Erfolg von einer Einschränkung des zuversichtlichen Tones, mit welchem der christliche Vorsehungsglaube von dem Walten Gottes in der Welt zu reden pflegt. Es sei gar nicht an dem, daß der Christ alle seine Erlebnisse so ansehen dürfe oder gar solle, als habe Gott ihm dieselben zugefügt. Ein Teil dieser Erlebnisse sei eine einfache Folge der allgemeinen Weltordnung und habe daher den Charakter des sinnlos Zufälligen; ein Teil sei auf das Walten eines bösen Willens zurückzuführen.

Wenn es wahr sein sollte, daß durch solche Art von Welterklärung manchem Zweifel begegnet werden kann, so ist es doch auf der andern Seite zweifellos, daß der christliche Glaube selbst bei einer solchen Beurteilung der Ereignisse nicht stehen bleiben wird. Für den Christen kann es sich nur darum handeln, ob er durch ein Ereignis so stark berührt wird, daß er sich veranlaßt sieht, es als ein Element seines innern Lebens in Betracht zu ziehen. Ist das letztere der Fall, so wird er sich auch dazu durchzukämpfen suchen, daß er Gott darin findet. Wie soll es ein Christ denn anfangen, von solchen Ereignissen irgend etwas als selbstverständliche Folge einer Naturordnung, als sinnlosen Zufall oder als reines Produkt eines bösen Willens auszusondern? Ich möchte nicht glauben, daß der Verfasser oder Herr Superintendent Kreibig in einem bestimmten Falle es wagen würde, von irgend einem seiner Erlebnisse zu sagen, das sei nicht so beschaffen, daß er es als ein Werk Gottes an ihm selbst ansehen könne. Der Christ macht sicherlich die Erfahrung, daß er kein Ereignis, das ihm überhaupt als ein Moment seiner eignen Existenz hell und klar geworden ist, von dem Urteil ausnehmen darf: der Gott, der sein Schöpfer und Herr ist, habe dadurch auf ihn eingewirkt. Und indem er diese Erfahrung macht, wird ihm erst der Gedanke der Allmacht Gottes zu einer Wahrheit, die er selbst durchlebt. Also der christliche Glaube selbst wird sich auf keinen Fall auf die Betrachtungsweise einlassen können, mit welcher der Verfasser dem Glauben zu Hilfe kommen will. Unser Gott hat sich uns so geoffenbart, daß wir, wenn nur der Eindruck von seiner Wirklichkeit und seinem Wesen recht lebendig in uns ist, jedes Erlebnis schließlich als ein Werk seiner Liebe verstehen und dadurch als ein Mittel zum ewigen Leben verwenden können.

Nun sagt der Verfasser freilich, was von Gott regiert werde, das müsse auch Gott gegenüber ein Maß von Selbständigkeit haben. Es müsse sich daher in der Welt manches ereignen können, was nicht in Gott, sondern in der Welt seinen Ursprung habe. Das deutlichste Beispiel solcher Ereignisse habe man an den Thaten des freien Willens, vor allem an seinen bösen Thaten. Das ist alles ganz richtig. Aber ich bestreite den Theologen das Recht, von hier aus das Maß des göttlichen Wirkens in der Welt festsetzen zu wollen. Wer das unternehmen wollte, müßte zuerst auf die Frage Antwort geben können, wie es denn überhaupt möglich sei, daß ein frei wollendes Wesen geschaffen wurde. Aber der Meister, der hierauf antworten könnte, wird sich niemals finden. Denn das Geschaffenwerden und das freie Wollen bilden einen Gegensatz, der für unser Denken unausgleichbar ist. Das ist aber für den Christen kein Unglück. Denn innerhalb dieses Gegensatzes bewegt sich die wirkliche Welt, voll von Wundern und Geheimnissen, eine Welt, in welcher der Glaube selig in Hoffnung ist. Gerade an den harten Schranken des Erkennens entsteht dem Glauben die Ahnung von dem unermeßlichen Reichtume seines Gottes. Dagegen wird der Glaube geschädigt, wenn man jene Schranken übersieht. Denn in einer Welt, aus welcher man jene Rätsel beseitigt zu haben meint, möchte wohl der christliche Glaube nicht frei atmen können, der nun einmal nicht von dem verstandesmäßig Klaren, sondern von dem unbegreiflich Wirklichen lebt. Der Christ weiß, daß er thatsächlich gerade dann, wenn er in dem kräftigsten Bewußtsein seiner Freiheit steht, die Abhängigkeit von Gott am stärksten empfindet. Wenn uns das Gute innerlich hebt, wird uns unser freier Wille wahrhaft klar, und dennoch fühlen wir uns zugleich ganz und gar umfaßt und getragen von der Macht Gottes. Wir freuen uns dann, daß wir in einem solchen Erlebnis ein unbegreifliches Wunder Gottes als etwas Wirkliches vor Augen haben. Die Frage aber, wie das möglich sei, stellen wir Gott anheim. Wer das Wunder selbst nicht sieht, wird freilich die Abweisung einer solchen Frage unberechtigt und gewaltsam finden. Wer dagegen jenes Wunder wirklich erlebt, hält es für selbstverständlich, daß er sich in Ehrfurcht beugt und schweigt.

Nun meint freilich der Verfasser, gerade der Gedanke an das Wunder, zumal an das Wunder der Gebetserhörung, müsse uns davon abhalten, in allen Ereignissen eine direkte Einwirkung Gottes auf uns sehen zu wollen. Wir verstehen es auch wohl, daß er sowohl wie Kreibig hierin eine Gefahr sieht. Denn wenn wir uns dem Gedanken überlassen, daß Gottes allmächtige Weisheit auch in dem kleinsten Ereignis wirkt, so scheint es unvermeidlich zu sein, daß wir keinen Unterschied mehr zu finden wissen zwischen dem, was in der Welt geschieht oder geschehen muß, und demjenigen, was Gott um unsertwillen thun will und kann. Wenn wir aber einen solchen Unterschied nicht mehr machen könnten, so müßten wir damit auch die Kraft zu einem aufrichtigen Bittgebet verlieren. Denn die vertrauensvolle Bitte zu Gott ist selbstverständlich mit der Vorstellung verbunden, daß Gott bei seiner Weltregierung auf das Innere der Menschenseele Rücksicht nehmen kann, welches ihm in der Bitte aufgeschlossen wird.

Aber wenn der Christ in jedem Ereignis, das ihn erregt, Gott zu finden sucht, muß er deshalb notwendig Gott und Welt, Gottes Wirken und die Konsequenzen dessen, was thatsächlich in der Welt wirklich ist, zusammenwerfen? Wie mir scheint, muß er das keineswegs. Wenn freilich jemand den Satz, daß Gott alles in allem wirke, sich nur verstandesmäßig als eine allgemeine Wahrheit angeeignet hat, so wird er wohl daraus solche Folgerungen ziehen, welche mit dem christlichen Glauben ebensowenig etwas zu thun haben, wie jene vermeintliche Erkenntnis. Aber wer darf denn sagen, daß der Christ ein für alle mal mit solchem allgemeinen Satze über die Allwirksamkeit Gottes es fertig bringt, in dem, was über ihn kommt, göttliche Macht und Liebe zu finden?

Es geht mit dem Christen und seiner Glaubenserkenntnis ganz anders zu. Erstens gewinnen wir nicht ein für alle mal die rechte Stellung zur Welt. Sondern immer von neuem erleben wir es als ein Wunder, daß unser Geschick, der Zuwachs von Erlebnissen, uns als eine Botschaft der Liebe Gottes verständlich wird. Zweitens leiten wir diesen Sinn unsrer Erlebnisse nicht aus einer allgemeinen, dem Verstande einleuchtenden Wahrheit ab. Sondern wir kommen in jedem einzelnen Falle zu dieser christlichen Erkenntnis, indem wir den Eindruck gewinnen, daß der Gott, der in Jesus Christus in die Welt getreten ist, uns immer tiefer und kräftiger dies sein Nahesein fühlen läßt. In den Momenten aber, in welchen der Christ auf dieser Höhe des Glaubens steht, ist es ihm zunächst sicherlich klar, daß in der augenblicklichen Lage der Dinge nichts enthalten ist, was nicht nach Gottes Willen ihm dienen müßte. Aber damit ist er auch dessen gewiß, daß es keine zukünftige Gestaltung der Welt geben kann, durch welche es ihm unmöglich gemacht würde, von neuem dasselbe zu erleben. Denn er ist in dem gegenwärtigen Moment durchdrungen von der freudigen Zuversicht zu der Treue und der Macht seines Gottes. Nur eines hat er für die Zukunft zu fürchten: das ist seine eigne Sünde und Schwäche. Er weiß nicht, in welcher innern Verfassung er in die zukünftige Situation eintreten wird. In dieser innern Unsicherheit läßt das christliche Vertrauen auf die gnädige Vorsehung Gottes das Bittgebet entstehen und läßt es anschwellen zur dringenden Bitte, je dringender die Not wird, in welcher der Eindruck, daß auch darin Gott gegenwärtig ist, nicht aufkommen will. In solcher Bitte lebt nun die Zuversicht, daß Gott nicht nur das Auge des Glaubens wieder hell machen kann, sondern daß er auch die Not beseitigen, also die von ihm geschaffene und regierte Welt um des Menschen willen, der ihn bittet, ändern kann.

Was soll nun den Christen hindern, das für möglich zu halten? Etwa der Gedanke, in dem er noch vor kurzem freudig gelebt hatte, daß Gott alles weislich geordnet habe? Der Ver-

fasser scheint das im Auge zu haben. Ich meinesteils sehe kein Hindernis für den Gedanken, daß Gott das, was seine Weisheit beschlossen hat, aus Erbarmen mit der Schwachheit des Menschen ändere. Gottes Treue gegen sich selbst und seine Erhabenheit über die Zeit darf man dagegen nicht anführen. Denn unser Gott bleibt treu gegen sich selbst, wenn er das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen will; und seine Erhabenheit über die Zeit bedeutet sicherlich nicht, daß er von der Teilnahme an dem in der Zeit entfalteten Leben ebenso ausgeschlossen wäre, wie ein ewiges Gesetz.

Mit Rücksicht auf seinen schwachen Glauben darf also der Christ den lebendigen Gott bitten, daß die Not von ihm genommen werde, die ein starker Glaube wohl überwinden würde.

Da kommt nun aber noch ein andrer Einwurf, dem der Verfasser und die von ihm besprochenen Theologen, Kreibig und Schmidt, mit Recht ein großes Gewicht beilegen. Die Naturordnung, der gesetzmäßige Zusammenhang der Dinge, läßt aus der gegenwärtigen Weltlage die zukünftige als ein unvermeidliches Ergebnis hervorgehen. Der Gedanke einer solchen Gesetzmäßigkeit des Geschehens ist bekanntlich der Grundgedanke der Wissenschaft. Er bringt Ordnung und Klarheit in unsre Vorstellung von der Welt. Unter seiner Leitung machen wir die Naturvorgänge zu Gehilfen unsrer Arbeit. Dieser mächtige Gedanke ist aus keiner Erfahrung abgeleitet. Er macht vielmehr eine zusammenhängende Erfahrung erst möglich. Je klarer und kräftiger das Bewußtsein des Menschen ist, desto energischer werden nach diesem Gedanken die Vorstellungen vom Wirklichen geordnet. Im Traume dagegen hört die Gesetzmäßigkeit in der Verknüpfung der Vorstellungen auf, ebenso im Wahnsinn. Wenn ein Christ sich das vergegenwärtigt, so kann ihm wohl bange werden. Denn je klarer das Bewußtsein eines Menschen wird, desto deutlicher wird ihm auch die strenge Ordnung, welche für eine Weltregierung Gottes keinen Raum zu lassen scheint. Wie soll die persönliche Teilnahme eines Gottes für den Menschen und für das, was der Mensch sein möchte, die Ereignisse beeinflussen, welche nach unverbrüchlichen Gesetzen von früheren Ereignissen abhängen?

Ich maße mir gewiß nicht an, diese Frage so beantworten zu können, daß jedem, der nicht an die göttliche Weltregierung glaubt, eine solche Wirksamkeit Gottes wenigstens als möglich erscheinen müßte. Ob eine solche Antwort jemals gefunden werden wird, ist mir sehr zweifelhaft. Dagegen wird jeder, der eines lebendigen Gottes gewiß geworden ist, den Versuch machen, diese seine Ueberzeugung irgendwie mit jenem Grundgedanken der Wissenschaft zusammen zu fassen, falls er überhaupt dazu kommt, sich diesen Gedanken klar zu machen. Alle, welche in dieser Lage sind, können es nur mit Dank begrüßen, wenn der Verfasser samt den Theologen, denen er beistimmt, sich so eifrig bemüht, das Urteil des Glaubens über die Welt mit dem Grundsatz einer wissenschaftlichen Weltbetrachtung auszugleichen.

Aber die Antwort, die uns bis jetzt von ihnen dargeboten wird, kann weder die Bedürfnisse des Glaubens, noch die Forderungen der Wissenschaft befriedigen. Natürlich wird jeder Vertreter der Wissenschaft, der zugleich ein gläubiger Christ ist, zu dem Urteil bereit sein: Obgleich ich bei meiner wissenschaftlichen Forschung alles, was geschieht, als das natürliche Ergebnis aus der Gesamtlage der Dinge ansehen muß, so kann Gott doch helfen, wo er helfen will. So zu urteilen sind wir nicht etwa deshalb imstande, weil wir begriffen hätten, wie Gott den Zusammenhang der Dinge durchdringen und uns nahe sein könne; sondern deshalb allein, weil in bestimmten Thatsachen Gott uns nahe gekommen ist. Wenn uns aber diese Offenbarung Gottes allein dazu bringt, daß wir trotz der Welt Gottes gewiß werden, so dürfen wir auch nur von ihr Licht in der Frage erwarten, wie sich Gottes allmächtige Weltregierung zu dem gesetzmäßigen Geschehen in der Welt verhalte.

Der Verfasser dagegen will eine Aufklärung darüber gewinnen, indem er die wissenschaftliche Vorstellung von der Gesetzmäßigkeit des Weltlaufes so abschwächt, daß für die Gedanken des Glaubens über Gottes Vorsehung und Weltregierung ein wenig Platz zu werden scheint. Er kommt auf eine Auskunft, die schon manchem eingeleuchtet hat. Man müsse die Gesetzmäßigkeit des Geschehens in der Welt nicht gar zu streng nehmen. Die Naturordnung sei gewissermaßen elastisch, die Naturgesetze so dehnbar, daß sich eine göttliche Hilfe sehr wohl zwischen sie hindurchdrängen und den Menschen erreichen könne.

Es ist hier vielleicht nicht der passende Ort für den Nachweis, wie wenig eine solche Vorstellung für die Wissenschaft brauchbar sein würde. Nur das eine sei bemerkt, daß jeder, der sich zu wissenschaftlicher Forschung entschließt, dies unwillkürlich in dem Gedanken thut, daß er dem gesetzmäßigen Zusammenhange der Erscheinungen nachgehen wolle. Wenn wir dies beachten, so muß uns die Theorie des Verfassers in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen. Sie kann für die Gedanken des Glaubens nur da Raum schaffen, wo die Wahrheitsforschung der Wissenschaft erschlafft. Das muß falsch sein. Der christliche Glaube soll nicht dadurch leben, daß der Erkenntnistrieb verkümmert. Die Gedanken des Glaubens sollen vielmehr gegenüber einer Wissenschaft, die in voller Freiheit blüht, ihre Macht beweisen. Das können sie auch. Wir müssen uns nur bei der Beurteilung dieser Verhältnisse streng an die Gedanken halten, die wirklich aus dem Glauben oder vielmehr aus der Offenbarung hervorgehen, welche den Glauben begründet. Thun wir dies, so muß uns die Theorie des Verfassers noch unbefriedigender erscheinen.

Da, wo die Gedanken des Glaubens über den Gott der Offenbarung frei von allen störenden Rücksichten sich ausbreiten, wie in der heiligen Schrift, ist nie davon die Rede, daß Gott mit der Welt paktiren müßte. Er thut, was er will, weil er der Allmächtige ist. Der Allmächtige steht nicht so zur Welt, daß er um seinetwillen ihre Ordnung durchbrechen, ihre Gesetze verdrängen oder umgehen müßte. Ein innerhalb der Welt stehendes Wesen müßte freilich sich in solcher Weise mit den Schranken der Welt abfinden, wenn es uns Menschen mit seiner Fürsorge beschirmen, Wunder thun und Gebete erhören sollte. Unser Gott dagegen, der allmächtig über der Welt steht, braucht die Naturordnung nicht zu verdrängen, um diese Werke zu thun, und ebensowenig muß er sich da zurückziehen, wo die Naturordnung herrscht. Er wirkt nicht unter kluger Berechnung dessen, was in der Welt an einer bestimmten Stelle möglich ist, wie wir das müssen. Er wirkt vielmehr, was er will, durch das Ganze der Welt. Denn er faßt dieselbe Welt, die für unser Erkennen grenzenlos und unermeßlich ist, als ein Ganzes zusammen. Ist sie doch das Werk seiner Hände. Es ist deshalb offenbar nicht möglich, in der Welt ein Werk Gottes so von Naturvorgängen abzugrenzen, daß nur die letzteren als bedingt durch alle übrigen Dinge sich darstellten, das erstere dagegen nicht. Das Wirken des Allmächtigen umfaßt vielmehr immer die ganze Welt, und deshalb muß jedes Werk Gottes dem forschenden Geiste des Menschen den Eindruck machen, daß es durch die unermeßliche Welt vermittelt ist, getragen von allen ihren Ordnungen und Gesetzen. Wie das möglich ist, das weiß ich nicht und brauche es nicht zu wissen. Aber das weiß ich, daß nur ein solches Wirken das Wirken eines allmächtigen Gottes ist.

Den Einwand fürchten wir nicht, die Wunder der göttlichen Weltregierung würden uns unglaublich, wenn wir uns nicht vorstellen könnten, wie sich das Werk Gottes neben dem gesetzmäßigen Lauf der Ereignisse vorbeidrücke, sich gleichsam hineinstehle in die Welt. Ein solches kümmerliches Begreifen kann den Eindruck, daß wir es mit einem Werke Gottes zu thun haben, doch nicht begründen; es kann diesen Eindruck nur abschwächen. Hat uns dagegen Gottes Offenbarung in die neue innere Verfassung gebracht, in welcher wir die unsichtbaren Werke Gottes, seine Vorsehung und Weltregierung sehen können, so wird es uns nicht ängstigen, sondern erfreuen, daß der Erweis der Liebe Gottes nicht nur nach seinem Sinne unergründlich tief, sondern auch in seinem Vollzuge unermeßlich ist. Da, wo das grenzenlos Wunderbare sich als das Wirkliche enthüllt, weht eine scharfe Luft; aber das ist die Lebensluft des Glaubens.

Wie ist es aber mit denen, welche nun einmal darauf bestehen, daß sie einsehen müssen, wie Gott es macht? Wird diesen nicht doch vielleicht eine Brücke zum Glauben gebaut, wenn man ihnen solche Ueberlegungen darbietet, wie Kreibig und der

Verfasser sie anstellen? Ich meine nicht. Keine noch so feingesponnene Ueberlegung kann eine Brücke zum Glauben werden. Wir wollen jenen Leuten zwar nicht mit Schiller sagen: „Nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland.“ Aber wir wollen ihnen sagen: Neben euch, als ein unleugbarer Bestandteil euers eignen Daseins, steht der Wundermann Jesus Christus; der kann euch den Himmel öffnen und die Organe für die Auffassung der göttlichen Dinge in euch schaffen, wenn ihr ihn nur beachten und seine Wirklichkeit euch zu Herzen nehmen wollt. Ihr werdet dann zwar nicht dazu kommen, wunderbare Dinge zu begreifen; aber ihr werdet dazu gebracht werden, daß ihr der Wirklichkeit des Wunderbaren gewiß und froh werdet, obgleich ihr einseht, daß sie unbegreiflich ist.

W. H.

Von den Barmherzigen Schwestern

Als der Evangelische Bund in Frankfurt jene Resolution gegen die Barmherzigen Schwestern faßte, geschah es gewiß nicht ohne herzliches Bedauern darüber, daß selbst eine so wohlthätige und vielfach gesegnete Institution der römisch-katholischen Kirche uns Protestanten zu Mißtrauen, Vorsichtsmaßregeln und entschlossener Abwehr herausfordert. Bei keinem Punkte mehr als bei diesem galt es den übeln Schein konfessioneller Beschränktheit und Unduldsamkeit auf sich zu nehmen; bei keinem mußte man so gefaßt darauf sein, die Meinung auch vieler protestantischen Kreise wider sich zu haben.

Wie in der Frankfurter Versammlung selbst ein „Mann aus dem Volke“ (gar so weit unten her stammte er übrigens wohl nicht) der Barmherzigen Schwestern sich glaubte annehmen zu müssen, so hat unser „Tiroler Laie“ in voriger Nummer uns gesagt, welches die Stimmung besonders in den gebildeten und vornehmen Kreisen der protestantischen Gesellschaft den Barmherzigen Schwestern gegenüber ist. Kein Zweifel, daß da vielfach die Barmherzige Schwester der Diakonissin vorgezogen wird. Und nicht nur thatsächlich in Krankheitsfällen, sondern viel öfter noch im Gespräch; denn welche unter den verschiedenen Krankenpflegerinnen die beste sei, wird überall mit großer Vorliebe erörtert. Wie manchmal habe ich da die Staffel befürworten hören: untenan die Albertinerin,*) in der Mitte die Diakonissin, aber zu oberst die Barmherzige Schwester.

Den Preis der praktischen Tüchtigkeit billig und gerecht auszuteilen, werden nur wenige in der Lage sein: Aerzte, insbesondre Vorsteher von Spitälern und Lazareten, und zwar nur diejenigen, welche wirklich Gelegenheit hatten, beide (um die allein es sich hier für uns handelt), sowohl Diakonissen als Barmherzige Schwestern, in der Ausübung ihres Berufs zu beobachten. Gerade diese allein anzuerkennenden Autoritäten sind aber nicht so schnell fertig mit allgemeinen Urteilen, wie das liebe Publikum. Soweit öffentliche Aeußerungen von ihnen vorliegen, darf man getrost sagen, daß Diakonissen und Barmherzige Schwestern die höchste Anerkennung zu gleichen Teilen erfahren haben.

Nicht aus allgemeiner Erfahrung und sicherer Kenntnis also erklärt sich das Verhalten derjenigen protestantischen Kreise, welche Barmherzige Schwestern den Diakonissen vorziehen. Hie und da mag eine besondre einmalige Erfahrung zu Grunde liegen. Man ist zufällig mit einer Barmherzigen Schwester sehr gut, mit einer Diakonissin weniger zufrieden gewesen: das genügte! Und wer wollte leugnen, daß die einzelne Diakonissin der einzelnen Barmherzigen Schwestern zuweilen nachstehen kann? Außer der Ausbildung, welche Kloster und Mutterhaus bieten, bleibt doch jeder Schwester hüben und drüben ihre Eigenart: ihr größeres oder geringeres Geschick zu Krankenwartung und allerlei Handreichung, ihre mehr oder minder wohlthuende Gemütsart und Gesamthaltung. Auf diesem Wege kann der Streit unmöglich entschieden werden.

Nun sollen aber Protestanten weiter noch in Rechnung ziehen: einmal — worüber alle Diakonissenhäuser klagen — daß die geringe Zahl der eintretenden Jungfrauen das Bedürfnis nicht deckt und also unter Umständen die Leitung nicht imstande ist, wie sie möchte, die rechte Person an den rechten Ort zu stellen. Zum andern, daß im Gegenteil die katholischen Genossenschaften und Orden Ueberfluß haben und jedenfalls stets darauf Bedacht nehmen, ihre besten Kräfte in protestantische Gegenden und Familien zu schicken. Ob aus reiner Liebe zu uns Protestanten, mag demjenigen zweifelhaft erscheinen, der sich der päpstlichen Bullen erinnert, die ein ganz andres Verhalten gegen die Ketzer vorschreiben, und etwa noch der Synode von Toulouse, welche dekretirte: „Zu Ketzern und Verdächtigen wird auch in tötlicher Krankheit kein Arzt zugelassen.“

Es muß aber zur Erklärung der von unserm Tiroler Laien vorgetragenen Thatsache vor allem ein böser Fehler vieler deutschen Protestanten herangezogen werden. Man liebt das Fremde, wie von Nation, so von Kirche und Religion. Fürst Bismarck hat solche Vaterlandslosigkeit oftmals gebührend gegeißelt: daneben geht eine nicht minder verwerfliche Kirchen- und Konfessionslosigkeit her. Was katholisch ist, findet man „interessant,“ „romantisch,“ „poetisch“; eine Barmherzige Schwester „darf nicht heiraten“ — Grund genug, ihr mindestens den Kultus der Neugierde zu widmen. Dieser Respekt vor allem Fremden wird bei unsern indifferenten Gebildeten durch die Schwäche unterstützt, geflissentlich das Licht ihrer Toleranz leuchten zu lassen, und bei unsern Vornehmen durch das Liebäugeln mit dem römischen Katholizismus überhaupt als der vornehmeren Form der christlichen Religion, welches bis in höchste und allerhöchste Kreise hinaufgeht.

Diese Erklärungen sind auf die Fragen des „protestantischen Laien“ eine vollkommen zureichende Antwort. Es ergiebt sich aber aus der thatsächlichen Lage eine ernste Aufgabe für diejenigen, welche den falschen Nimbus, der um alles Katholische in der Einbildung vieler liegt, zu zerstören und eine gerechte Schätzung der eignen protestantischen Güter zu fördern sich verpflichtet fühlen.

Von gut evangelischem Standpunkte aus ist von vornherein nicht einzusehen, warum nicht die römische Kirche und die evangelische beide wohlgeschulte, gewissenhafte und von wahrer christlicher Liebe erfüllte Krankenpflegerinnen sollten aus ihrem Schoße hervorgehen lassen. Wir erkennen von Herzen gern das Große an, was die Barmherzigen Schwestern geleistet haben und leisten, und wie wir einem Vinzenz von Paula unsre Bewunderung nicht versagen, so auch denen nicht, die in seinem Geiste arbeiten. Es hat meines Wissens noch kein Protestant die Barmherzigen Schwestern beschuldigt, daß sie schlechte Krankenpflegerinnen seien, und daß es aus diesem Grunde evangelische Diakonissen geben müsse.

Vielmehr haben wir Diakonissen dank dem freien Triebe zu christlicher Liebeserweisung, der Gott sei Dank! auch in unsrer Kirche mächtig ist. Ihre Anfänge sind jüngst erst in den Spalten d. Bl. berichtet worden (vgl. Nr. 48); ihre gegenwärtige Organisation und Thätigkeit wird eine der nächsten Nummern schildern. Und da müssen wir freilich entschieden protestiren gegen die Verunglimpfung unsrer Schwestern, welche römische Bosheit gegen sie zu schleudern nicht müde wird; so wenn der römische Haupttheologe unsrer Tage, der Jesuit Perrone (also ein Mann der Wissenschaft, nicht etwa ein unbekannter Zeitungsschreiber), Folgendes offen auszusprechen wagte:

> Die Diakonissenhäuser haben die Ketzer der katholischen Kirche wie Affen aus Neid nachgeahmt, um ihren frommen Anstalten Opposition zu machen. . . . Offenkundig ist ein solches Institut eine Mißgeburt, bestehend aus Mietlingen, ohne Geist, ohne Gelübde, gewöhnlich zu dem Zwecke, um Heiraten zu schließen, wie sie der König anordnet (! — der preußische natürlich); nicht um den Dienst der Kranken ist es ihnen zu thun, sondern darum, daß sie sich aus den Kranken oder aus den Dienern einen Mann fangen.

Gegen solche Gemeinheiten müssen wir unsre Diakonissen schützen und uns zu ihnen bekennen. Die Barmherzigen Schwestern dafür büßen zu lassen, wäre unchristlich; aber wohl müssen wir auf der Hut sein, wenn sie etwa mit derselben Gesinnung gegen alles, was evangelisch ist, erfüllt sein sollten, aus welcher jene Schmährede kommt. Und leider ist es offenkundige Thatsache, daß diese Gesinnung in ihren Reihen vertreten ist und daß sie

*) Der Albertverein ist ein im Königreich Sachsen bestehender, von der Königin Karola gestifteter und geleiteter humaner Verein für Krankenpflege.

neben ihrer Krankenpflege noch ganz andre Dinge treiben, die wir unmöglich als Wohlthaten anerkennen können, nämlich z. B. die Ketzerbekehrung. Davon ist nachgerade selbst die Tagespresse voll, und auch unsre „Indifferenten“ beginnen darüber das Haupt zu schütteln.

Aus Metz, Teschen, Braunsberg, Potsdam, Bremen, Württemberg kommen die vernehmlichsten Klagen. Wir bitten unsre Leser, ein Schriftchen zur Hand zu nehmen, welches darüber vollständige und genaue Auskunft giebt und auch die innere Erklärung des betrübenden Thatbestands nicht schuldig bleibt: „Die barmherzigen Schwestern im Reich und in Württemberg.“*) Wir machen es den Protestanten geradezu zur Pflicht, welche solche Beschuldigungen alsbald auf pastorale Engherzigkeit zurückführen möchten und an dem geringen Stoff, den wir im Rahmen dieses knappen Artikels vorbringen können, noch nicht genug haben.

Nur über die neuesten Bremer Enthüllungen werden die Leser dort nichts finden; darum sei gerade darüber Näheres mitgeteilt. In Bremen existirt eine katholische Krankenanstalt, das Sankt Josephsstift, bedient von Barmherzigen Schwestern. Sie wird von Bremer Protestanten reichlich unterstützt; insbesondre pflegen sie ihre evangelischen Dienstboten in die dortige Krankenkasse einzukaufen. Jetzt haben nun vier protestantische Pastoren (damit ich die unvermeidliche Angabe nicht unterlasse: zwei liberale und zwei konservative), Frickhöffer, Prinzhorn, Schramm und Zauleck, in den Tagesblättern über Proselytenmacherei im St. Josephsstift öffentliche Beschwerde erhoben und zum Beleg — soweit ich Kenntnis habe — sieben**) protokollarisch festgestellte Fälle zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Wir entnehmen diesen Erklärungen Folgendes:

Am 27. Januar d. J. ist die hier dienende Margarete Tibeta M . . . r aus Hastedt, konfirmirt daselbst, zwanzig Jahre alt, zur katholischen Kirche übergetreten, nachdem sie vorher mehrere Monate im St. Josephsstift verbracht und darauf Religionsunterricht von dem katholischen Priester, Herrn Kaplan G., empfangen hatte.

Das Dienstmädchen Karoline L . . . . aus Bremen, konfirmirt im Dom, siebzehn Jahre alt, befand sich von März bis August d. J. im St. Josephsstift, trat nach ihrer Entlassung in den Religionsunterricht des katholischen Priesters, Herrn Vikar F., und ist im Begriff, zur katholischen Kirche überzutreten.

Das Dienstmädchen Anna R . . . . von Bremen, achtzehn Jahre alt, konfirmirt im Dom, befand sich von Januar bis März im St. Josephsstift, besucht gegenwärtig den Religionsunterricht bei Herrn Vikar F. und steht im Begriff, zur katholischen Kirche überzutreten.

Die Ermittelungen haben ergeben, daß diese Mädchen durch ihren Aufenthalt im St. Josephsstift, in dessen Kapelle sie die katholischen Gottesdienste besuchten und Gelegenheit fanden, sich in katholische Gebetbücher zu vertiefen, der evangelischen Kirche entfremdet worden sind.

Hierdurch bezeuge ich der Wahrheit gemäß durch meine Unterschrift, daß ich heute, von Herrn Pastor Zauleck zu einer Besprechung eingeladen, mit meinem Pflegevater zu demselben gegangen bin. Herr Pastor Zauleck wünschte von mir Auskunft zu haben, ob die Schwestern im St. Josephsstift mich irgendwie beeinflußt hätten, an den katholischen Gottesdiensten teilzunehmen oder dergl. Ich hatte früher aus eignem Antriebe davon erzählt. Heute wiederholte ich Herrn Pastor Zauleck, daß ich vom 22. Juni bis 14. Dezember 1884 wegen eines Kopfleidens im St. Josephsstift gewesen bin. Die längste Zeit durfte ich auf sein, durfte nicht nur im Garten spazieren gehen, sondern habe auch oft, bisweilen an einem Tage zweimal, allerlei kleine Besorgungen für das Stift in der Stadt gemacht, auch oft meine Pflegeeltern besuchen dürfen. Sobald ich außer Bette war, wurde ich täglich von den Schwestern zum Besuch der Messe eingeladen, bin aber nur zweimal hingegangen. Zweimal habe ich angefragt, einmal bei der pflegenden Schwester, einmal bei der Oberschwester, ob ich nicht einmal zu meinem Prediger in die Kirche gehen dürfe, da ich doch täglich ausgehen und im Stift die Kirche besuchen dürfe. Beide mal ist mir in Gegenwart der andern Kranken, die ich auf Erfordern nennen kann, die Erlaubnis dazu verweigert. Diese meine Aussagen hat Herr Pastor Zauleck heute aufgeschrieben, nachdem ich mich freiwillig bereit erklärt hatte, dieselben mit meiner Namensunterschrift veröffentlichen zu lassen. Ich habe dieselben genau durchgelesen, für richtig befunden und unterschrieben.

Bremen, den 12. Oktober 1887

Heinrich Gustav Georg, gen. Johann Sebode,
geboren am 27. Februar 1870 zu Bremen; konfirmirt 26. März 1884

---

1) Am 26. Februar 1884 starb im Josephsstift Daniel B . . . als Katholik, nachdem er als Protestant in dasselbe gekommen war und die Anstalt nicht wieder verlassen hatte. Wenige Tage vor seinem Tode war die Bekehrung erfolgt, in einem Zustande, während dessen er nach der Angabe seines hier lebenden Bruders, der mit ihm verkehrte, kaum mehr der Sprache mächtig war. Dieser Bruder, H. D. B . . ., ist bereit, durch sein Zeugnis für die Thatsache im ganzen und in ihren Einzelheiten einzustehen.

2) Im September 1885 trat die Dienstmagd Anna G . . . . aus Vahr nach längerem wiederholten Aufenthalte im St. Josephsstift zur katholischen Kirche über. Ihr Seelsorger, Herr Pastor Ricke in Horn, besuchte sie in der Anstalt, nachdem der Uebertritt erfolgt war, ohne jedoch davon zu wissen. Weder sie, noch die bei dem Besuch anwesende Pflegerin setzte denselben in Kenntnis von dem Uebertritt, sondern verschwiegen ihn. Ebenso wurde er den Eltern auf ihre Frage von der Tochter abgeleugnet; sie entschuldigte sich später damit, sie habe nur gesagt, sie würde nicht übertreten; das sei die volle Wahrheit gewesen, als die Eltern diese Frage an sie gerichtet hätten. Schon diese Täuschung ist, abgesehen von allem andern, Mitschuld des Hauses.

3) Im Juni 1885 befand sich im St. Josephsstift Frau N. N., welche, weil in gemischter Ehe lebend, ihren Namen nicht nennt. Dieselbe erklärte vor drei Zeugen folgendes und ist bereit, dafür einzustehen: Während meines Aufenthaltes im St. Josephsstift ließ ich mir von einem evangelischen Geistlichen das heilige Abendmahl reichen. Schon am Abend vorher wurde ich von der pflegenden Schwester, die meine Konfession kannte, gefragt, ob ich das heilige Abendmahl nicht von einem katholischen Priester nehmen wollte. Nachdem ich sie damit abgewiesen, ist sie auf ihr Ansinnen nicht zurückgekommen. Aber kurze Zeit nach dem Empfang des Abendmahls trat ein katholischer Priester, welcher im Hause mit „Herr Vikar“ angeredet wurde, zu mir und sagte dem Sinne nach folgendes: er habe gehört, daß ich das Abendmahl von einem protestantischen Geistlichen empfangen habe, ich hätte es doch vielmehr von ihm, dem katholischen Priester, mir sollen reichen lassen, denn protestantische Geistliche seien gar nicht dazu berechtigt, das Abendmahl zu reichen, weil Gott sie nicht dazu eingesetzt habe. Von Gott seien dazu nur die katholischen Priester eingesetzt. Frau N. N. fügte hinzu, der Vorgang habe sie in ihrer damaligen Schwachheit sehr aufgeregt; der Herr Vikar sei aber gelegentlich wiedergekommen und habe gesagt: sie werde ihm ja doch wohl nicht die Thür weisen, wenn er sie einmal in ihrer Wohnung besuchen wolle.

4) Endlich geht aus den uns mündlich und schriftlich zahlreich zugegangenen Mitteilungen unzweifelhaft hervor, daß nicht bloß, wie auch Herr Pastor Zauleck schon in einem Falle öffentlich nachgewiesen hat, die protestantischen Kranken in der Anstalt regelmäßig und dringend zum Besuch der Hauskapelle eingeladen werden, sondern es ist auch üblich, ihnen Unterhaltungsbücher zu geben, in welchen der katholische Glaube verherrlicht und der Uebertritt zum Katholizismus in den schönsten Farben geschildert wird. —

Die Propaganda liegt dem heutigen Katholizismus im Blute. Es bedarf gar keiner besondern Erziehung oder Anweisung dazu; die Barmherzigen Schwestern müssen, wenn

---

*) Halle, Strien, 1887; 82 S.; 1 Mk. Es ist das siebente Heft der „Mitteilungen über die konfessionellen Verhältnisse in Württemberg“, welche auch neben den Flugschriften des Evangelischen Bundes ihren eigentümlichen und bleibenden Wert behaupten. Vgl. d. Bl. Nr. 9, S. 79.

**) Der Artikel ist schon vor etlichen Wochen geschrieben. Inzwischen haben sich die Fälle bedeutend vermehrt und ebenso die Zahl der beschwerdeführenden Geistlichen. In Bielefeld aber ist am 6. November ein Aufruf der Presbyterien von der Kanzel verlesen und vor den Kirchthüren verteilt worden, dem wir folgendes entnehmen:

„Zu den Ursachen nun der uns ungünstigen Mischehenverhältnisse dürfte römischerseits aber unter anderm die Thätigkeit der Barmherzigen Schwestern zu zählen sein. Daß diese — über 20 an der Zahl — nicht für die 3745 römischen Christen nach Bielefeld geschickt sind, liegt auf der Hand. Zu welchem Zweck aber dann? Ihr oft schwer zurückzuweisendes Anklopfen an unsern Thüren zeigt es genugsam. Und hier wiederum klagen wir uns und unsre Gemeinden an, daß wir für solche Propaganda allzusehr unsre Thüren aufthun! Tag für Tag durchwandern die römischen Schwestern unsre Gemeinden in Stadt und Vorstadt und sammeln Gaben, die sich jährlich entschieden in die Tausende belaufen. Daß das sogenannte Klösterchen dann auch Evangelische aufnimmt, zumeist allerdings gegen vollwiegende Bezahlung, ist ohne Belang; jedes unsrer Krankenhäuser nimmt ebenfalls Andersgläubige auf. Evangelische aber sollen, wenn irgend möglich, stets in evangelischen Häusern und von evangelischen Schwestern sich pflegen lassen. Daß aber unsre Glaubensgenossen den römischen Schwestern die Hände füllen, damit diese mit ihren Wohlthaten in unsre evangelischen Familien eindringen können, selbst wo vorher schon die evangelischen Schwestern gepflegt hatten, oder wo die Unterstützung über das Maß der gerechten Verteilung hinausgeht, oder wo die eignen römisch-katholischen Notleidenden über Hintansetzung klagen — das halten wir für eine durch Gottes Wort nicht gerechtfertigte Schwäche, ja für Untreue gegen unsre evangelische Kirche und offene Schädigung derselben. Aufs Dringlichste ermahnen wir daher unsre Gemeindemitglieder, gemäß Galater 6, V. 10, ihre Gaben der Liebe, sei es Geld, seien es Früchte des Feldes, seien es Kleidungsstücke, allermeist unsern evangelischen Schwestern zur Verteilung an unsre Notleidenden zu übergeben. Wir wünschen unsre Mahnung nicht so verstanden zu sehen, als wollten wir jede Unterstützung notleidender Katholiken an sich tadeln; aber etwas andres ist es, die römische Thätigkeit unter unsern Evangelischen durch Gaben befördern.“

sie fromme Katholikinnen sind, der Versuchung unterliegen, Seelen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu retten. Ist es aber so, dann bedarf es wahrlich keiner Rechtfertigung, wenn der Evangelische Bund den Mund aufthut und in seiner vierten Frankfurter Resolution die deutschen Glaubensgenossen auf die vorhandene Gefahr aufmerksam macht:

Gegenüber den vielfach hervorgetretenen Uebergriffen der Barmherzigen und Grauen Schwestern mahnt der Evangelische Bund die evangelische Bevölkerung zu größerer Wachsamkeit und richtet an die weibliche Jugend des evangelischen Bekenntnisses den Aufruf, sich in reicherem Maße als bisher dem christlichen Liebeswerke der Krankenpflege zu widmen.

Wie und wogegen wir im einzelnen solche Wachsamkeit beweisen müssen, das erfährt in der Württemberger Broschüre seine nähere Ausführung. Hier sei zum Schluß nur darauf nachdrücklich hingedeutet, daß gute evangelische Christen es sich jedenfalls ernstlich werden überlegen müssen, ob sie Instituten, worin ein evangelischer Christ seines Glaubens nicht sicher ist, irgendwelche freiwillige Gabe zuwenden dürfen. Es geschieht das bewußt und unbewußt überaus oft. Zwei Fälle, die erst vor wenigen Wochen in dem durchaus evangelischen Königreich Sachsen vorgekommen sind, kann ich hier anzuführen mir nicht versagen. In Meißen haben die Grauen Schwestern (laut Meißner Anzeiger vom 28. Oktober 1887) 2000 Mark gesammelt, und es wurde diese Thatsache als ein Beweis hochherziger Toleranz gerühmt! In B. aber haben gar mit Erlaubnis des Herrn Bürgermeisters, welcher der stellvertretende Vorsitzende des evangelisch-lutherischen Kirchenvorstandes ist, Franziskanerinnen — für ein Waisenhaus kollektirt und reiche Spenden erhalten. Vielfach hielt man sie wohl für Diakonissen, aber diese Sorglosigkeit ist keine Entschuldigung. Könnte das Umgekehrte in einer katholischen Stadt geschehen? Würden evangelische Diakonissen je daran denken, dort einen Umgang zu halten? So lange aber unsre Glaubensgenossen in der Diaspora mit sauerm Schweiße daran arbeiten, sich zum Schutze gegen den römischen Fanatismus evangelische Waisen- und Krankenhäuser zu bauen, so lange ist es eine Versündigung gegen diese unsre Brüder wie gegen das Bekenntnis unsrer Kirche, wenn wir unsre Mildthätigkeit römisch-katholischen Anstalten zuwenden.*)

R

*) Allen Lesern, welche nicht wissen, wo sie das bisher den Barmherzigen Brüdern oder Schwestern zugewendete Geld am besten verwerten können, empfehlen wir z. B. die evangelische Erziehungsanstalt des Pfarrers Henrici zu Schadwalde in Westpreußen. Vgl. unter „Verschiedenes."

Das Münster in Ulm und Herr Reichensperger

Die Nr. 260 der Niederrheinischen Volkszeitung bringt einen von A. Reichensperger unterzeichneten Artikel „Den Turm des Ulmer Münsters betreffend." Was in aller Welt geht die Niederrheinische Volkszeitung und Herrn A. Reichensperger der Turm des Ulmer Münsters an? Das Letztere ist eine protestantische Kirche, die Niederrheinische Volkszeitung ein ultramontanes Blatt und Herr Reichensperger der Führer des ultramontanen Katholizismus in Deutschland. Aber eben dieses Letztere erklärt den Artikel. Für diesen Standpunkt existirt ja die gegenwärtige Rechtslage, daß ein mittelalterlicher Dom im Besitz von Protestanten ist, nur als ein Provisorium. Es versteht sich also ganz von selbst, daß man in den Bauangelegenheiten eines solchen mitzureden hat. Der Artikel enthält nichts Geringeres als ein unberufenes ultramontanes Plaidoyer für die Krönung des in den nächsten Jahren seiner Vollendung entgegengehenden Hauptturmes mit — der Statue der Gottesmutter; er ist ein Beweis ultramontaner Unverfrorenheit und Ungebühr, wie sie in dieser Weise wohl selten versucht worden ist.

Vielleicht sind wir zu scharfsichtig, wenn wir zur Beleuchtung dieses Urteils auch das Datum der obigen Zeitungsnummer (den 12. November) für bedeutsam erachten. Herr Reichensperger hebt als Veranlassung seines Artikels hervor, daß er, von einem Aufenthalt im Tiroler Lande heimkehrend, „jüngst" einen Halt in der ehemaligen Reichsstadt Ulm gemacht habe. Das war, wie man sich in Ulm wohl erinnert, um die Mitte des Monats Juli. Ist es nun bloßer Zufall, daß der Verfasser oder die Redaktion den Artikel nahezu ein halbes Jahr in der Mappe behalten hat, um ihn nicht am Luthertage selbst (das wäre zu absichtsvoll und also zu verstimmend gewesen), aber einen Tag darauf vom Stapel zu lassen? Sei dem, wie ihm wolle; wir konstatiren weiter, daß der Artikel sofort unter Kreuzband an evangelische Bürger in Ulm versandt wurde. Also handelt es sich nicht etwa nur um die am Ende zu verzeihende Absicht, den ultramontanen Lesern am Rhein gleichsam zur Satisfaktion für die von überall her berichteten Lutherfeiern im Geiste ein den Bekennern Luthers gehöriges, dem Gottesdienste nach Luthers Weise geweihtes Gotteshaus mit dem Symbol des modernen Katholizismus gekrönt vor Augen zu stellen: sondern um den ernsthaften Versuch, eine Agitation für die Aufstellung der Maria auf dem Turm ihres Münsters in die Reihen der evangelischen Bürgerschaft Ulms zu tragen.

Aber kann es sich denn um eine solche überhaupt handeln? Ist denn nicht der bloße Gedanke ein solcher, den die Ulmer protestantische Bürgerschaft an der Schwelle abweisen wird? Herr Reichensperger glaubt das nicht und giebt dafür seine Gründe an. Er erzählt uns, daß er 1877 bei dem Centenarium der Grundsteinlegung des Münsters als Abgesandter des Kölner Dombauvereins in Ulm gewesen und daß er damals in einer Festversammlung dem Wunsche Ausdruck gegeben, „daß binnen nicht langer Frist von der Spitze des Turmes aus die Gottesmutter über die Kreuzblume der Kölner Domtürme hinwegschauen möge. Ein Madonnastandbild sollte nämlich nach dem zu uns herübergeretteten Ensingerschen Plane auf dem Helm sich erheben. Vonseiten der Versammlung ward meinem Wunsche lebhafter Beifall zu Teil." Dieser Beifall — glaubt Herr Reichensperger wirklich, daß er der Krönung des Turmes mit der Gottesmutter gegolten habe? Dann ist er in einer großen Täuschung befangen. Er galt lediglich dem Wunsche nach der Vollendung des Turmes! In solcher Festesstimmung giebt man in Ulm und wohl auch sonst gern ein Wort frei; man rechnet nicht peinlich mit dem Buchstaben. Wir finden es nicht fein, den Ulmern das heute vorzurücken; jedenfalls aber lassen sich diese nicht an die damalige Ausdrucksweise des Redners festnageln.

Aber Herr Reichensperger hat noch eine andre Hoffnung, daß seine Agitation doch verfangen könnte. Er beschwört die Schatten der Vorfahren und der alten Meister; er erinnert an die Pietät, die man ihnen schulde. Das ist nun schon eine ernsthaftere Sache. Aber einer Verletzung der Pietät wird man sich in Ulm nicht schuldig machen: wir bedürfen deswegen keiner Mahnung. Wie sehr man auf ihre Wahrung bedacht ist, das zeigt ein Blick auf den jetzigen Plan, der sich so nahe wie nur immer möglich in allem Wesentlichen an die Pläne der alten Meister hält. Aber mit der Pietät allein baut man keine Türme. Sie bedeutet auch nicht, daß man gehalten ist, ohne weiteres die alten Meister in allen Stücken als unfehlbar und absolut maßgebend anzusehen. Oder hätte man sich aus Pietät begnügen sollen mit der Fundamentirung, welche die alten Meister für den Riesenturm als genügend erachtet haben, die aber gleichwohl von so geringer Beschaffenheit war, daß schon vor vierhundert Jahren der Turm in seiner unvollendeten Gestalt, ohne Achteck und Helm, Bedenken erregte, derart zwar, daß damals schon bedeutende Unterfahrungen notwendig wurden? Es ist ebensowenig eine Verletzung der Pietät, wenn die jetzigen Meister und Erbauer der Ansicht sind, daß schon ästhetische Rücksichten den Abschluß des 160 Meter hohen Turmes durch eine Madonnastatue verbieten. Die Silhouette einer Figur auf dieser Riesenhöhe wird immer matt ausfallen. Sie macht sich nur nach einer Seite hin geltend; sie läßt die lebendig wirkenden Umrißlinien vermissen, welche das ästhetische Gefühl für den Abschluß eines solchen Bauwerkes verlangt. Deswegen hat der jetzige Plan die Kreuzblume, welche nach allen Seiten hin gleich günstig wirkt. Herr Reichensperger gilt selbst für einen hervorragenden Kenner der gothischen Baukunst. Ist er imstande, uns eine einzige ähnlich gewaltige, mittelalterliche gothische Kirche

zu nennen, deren Turm durch eine Figur abgeschlossen wäre? In neuerer Zeit soll man den Versuch da und dort gemacht haben; wir haben keine eigne Anschauung davon. Aber sachkundige Meister haben die Versicherung abgegeben, daß die Wirkung unbefriedigend sei. Uns ist es wahrscheinlich, daß die alten Meister, wenn ihnen die Vollendung ihres Werkes gegönnt gewesen wäre, selbst diesen Plan verlassen hätten.

Herr Reichensperger erinnert auch in wohlberechneter Weise daran, daß „der edle Wetteifer der Bürgerschaft Ulms der rheinischen Metropole gegenüber dem Meister die Aufgabe gestellt“ habe, daß die Gottesmutter von Ulm über die Kreuzblume der Kölner Domtürme hinwegsehen solle. Welche Motive die Ulmer vor fünfhundert Jahren gehabt haben, wissen wir nicht. Heute jedenfalls sind für die Höherführung des Münsterturmes derartige Beweggründe nicht maßgebend. Uns ist der Turm nicht ein Mittel, unsern Ehrgeiz in die Höhe zu tragen. Er ist uns lediglich ein Symbol, das den Menschen nach oben weist, ein Symbol des Aufstrebens der frommen Seele zu Gott; und ein solches Symbol ist er umso gewisser, je weniger der letzte Abschluß eine Bedeutung für sich selbst beansprucht, je unmerklicher sich die Spitze in dem Blau des Himmels verliert.

Aber allerdings, es wirken noch andre als bloß ästhetische Gesichtspunkte mit, wenn man in Ulm den alten Plan zu verlassen gedenkt. Der ultramontane Katholik will die Himmelskönigin; sie ist ihm heutzutage der Inbegriff seiner Religion, seiner Frömmigkeit. Die protestantischen Bürger Ulms wollen die Himmelskönigin eben deshalb nicht. Wohl möchte Herr Reichensperger ihnen einreden, daß „die Verehrung der Mutter des Erlösers schriftgemäß und gottgefällig ist.“ Er beruft sich dafür auf ein von einem katholischen Professor verfaßtes Buch „Die Gottesmutter in der heiligen Schrift.“ Wir brauchen aber zur Begründung unsrer Kenntnis dessen, was schriftgemäß und gottgefällig ist, nicht der Hilfe eines römischen Gelehrten. Wir lesen die heilige Schrift bekanntlich selbst und ohne Brille. Es steht nichts, kein Buchstabe drin von der Verehrung der Maria! Reichensperger verweist noch auf ein andres katholisches Werk: Lehner, „Die Marienverehrung in den ersten fünf Jahrhunderten,“ und auf den dort geführten Nachweis, daß schon die ersten Christen die Maria verehrt haben. „Was den ersten Christen heilig war, wird den heutigen, welcher Konfession immer, doch wohl nicht zum Anstoß gereichen können.“ Wir kennen Lehners fleißiges Buch. Aber davon steht natürlich kein Wort drinnen, daß diese Marienverehrung der ersten (?) Christen, ebenso wie der Reliquiendienst und das Prozessionswesen und so manche früh aufgekommene Bräuche der Kirche, keineswegs das Produkt einer rein christlichen Frömmigkeit, sondern vielmehr die Folge des Hereinflutens heidnischer Elemente in die christliche Religion gewesen. Die weiblichen Gottheiten des absterbenden Heidentums, Isis, die phrygische Mutter u. a. haben sicher wesentliche Züge an den Marienkultus abgegeben.*) Die heidnischen Reste aber, welche unter dem Dache der christlichen Kirche Bergung gefunden haben, sind nicht vorbildlich für evangelische Christen. — Wir fügen zum Ueberfluß noch einen Grund unsrer ablehnenden Haltung gegenüber Reichenspergers Zumutung bei. Maria ist von der mittelalterlichen Kirche an die Spitze der Heiligen gestellt worden. Der Heiligenkultus aber enthält in unsern Augen eine Schmälerung des einzigen Verdienstes Jesu Christi. Die Augsburgische Konfession Art. 21 legt davon sattsam Zeugnis ab. In der heutigen katholischen Kirche vollends ist der Marienkult geradezu ein Schiboleth ihres Gegensatzes gegen die evangelische Glaubensanschauung geworden. In dem Unfehlbarkeitsdogma einerseits, in der Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Maria anderseits, hat sie die letzten dogmatischen und religiösen Konsequenzen des gegen evangelische Einflüsse sich abschließenden Systems gezogen, dessen Grundlagen in dem Tridentinum gegeben sind.

Wir wollen den Katholiken nicht drein reden in ihre Frömmigkeit. Aber wir verbitten uns, daß man das Symbol dieser vatikanischen Frömmigkeit einer protestantischen Gemeinde aufzudrängen versucht. A B

*) In der Krypta der h. Maria della bocciata im Vatikan befindet sich ein Reliefbild der von den Römern ebenso wie die mater Flora verehrten genetrix Tellus, eine jugendliche Frau mit einem säugenden Kinde an der Brust aus dem ersten oder zweiten Jahrhundert. (Vgl. dazu Michaelis' Festprogramm von Tübingen zur Jubelfeier der Universität Wien 1865.) Es schmückte schon in sehr alter Zeit eine Betkapelle der S. D. genetrix Maria!

Ein zu wenig gekannter Freund

Folgende Zeilen sind zunächst für jenes glückliche Alter geschrieben, das man so schön „des Lebens Mai“ nennt, aber auch für alle jene alten Menschenkinder, die es verstanden haben, sich im Herzen einen steten Frühling mit hinüber zu retten in die trüben Herbstes-, in die stillen Wintertage.

Zuerst aber darf ich wohl dem Leser verraten, welche Veranlassung mir eigentlich die Feder in die Hand gedrückt hat.

Da saß ich gestern Abend mit meinem trauten Weibe bei der Lampe traulichem Schein, sie mir gegenüber, mit einer Handarbeit, ich ihr vorlesend. Von Zeit zu Zeit blickte ich über mein Buch hinaus, um auf ihrem Antlitze die Eindrücke zu belauschen, welche ich durch mein Lesen hervorgerufen. Und siehe da! Stille Thränen, helle Thränen reinster Rührung glänzten an ihren Wimpern. Dennoch aber hatte ich nicht etwa ein Buch gelesen, dem man es auf jeder Seite anmerkt, wie der Schriftsteller geflissentlich die Thränenregister zieht. Das Buch hatte durchaus nichts Süßliches. Auch sind weder ich noch meine Frau Leute, die an schmachtenden Rührstücken Gefallen finden könnten. Und wie denn das betreffende Kleinod heißt? Studien von Adalbert Stifter. Und zwar hatte uns es diesmal „Der Hagestolz“ angethan. Ja, fühlen wir uns einmal so recht abgehetzt, haben wir so recht das Gefühl, wie das Leben viel „Sorg' und viel Arbeit“ ist, und wollen wir uns einmal ein paar Stunden der Ruhe und zugleich des reinsten Genusses gönnen, sozusagen ein geistiges Bad nehmen, dann ruf ich meinem Weibe zu: „Komm, ich werde dir Stifter vorlesen“; da läßt sie wohl einmal die fleißigen Hände ruhen, ich schlage das Buch auf, und — vergessen sind häusliche Sorge, nagender Aerger, und wie sie alle weiter heißen, die Dornen am Lebenswege.

Ich selbst habe Stifter schon gelesen in jenen wonnigen Tagen, da ich mein Lebensalter noch nicht einmal mit einer Zwanzig schrieb. Wie habe ich damals geschwelgt! Wie entzückt habe ich alle jene anmutvollen Gestalten der Dichterseele in mein junges Herz aufgenommen! Und ich fühle es wieder und immer wieder: so manches Samenkorn hat Stifter damals ausgestreut, das lustig aufgegangen und nun nicht mehr müde wird, Früchte zu tragen. Mit welch reiner Schönheit erstehen mir jene Gestalten heute wieder beim abermaligen Lesen, heute, nachdem das eigne Herz erfahren, was Jugendträume sind, was reinste und innigste Liebe ist, heute, nachdem das Leben mich oft recht rauh angefaßt hat.

Auf diesen Dichter also möchte ich aufmerksam machen; denn mir scheint, als werde er viel zu wenig gelesen, als sei er überhaupt viel zu wenig gekannt. So manche meiner Bekannten habe ich gefragt: „Kennen Sie Stifter?“ Bei Buchhändlern habe ich mich erkundigt: „Wird Stifter häufig gekauft?“ — und so oft habe ich ein „Nein“ hören müssen. Wohlan denn! Wer Stifter noch nicht kennt, der mache doch so bald als möglich seine Bekanntschaft; denn er ist der liebenswertesten Menschen einer, die je die Feder geführt haben, und wer ihn bereits zu seinen Freunden zählt, den wirds ja wohl herzlich freuen, wenn er einmal wieder an den Liebling aus frühern Tagen erinnert wird. Es naht die liebe Weihnachtszeit, da man doppelt gern einem lieben Freunde ein paar Stunden widmet.

Adalbert Stifter, geboren am 23. Oktober 1806, ist ein echtes Kind des Volkes. Seine Wiege stand in der Hütte eines armen Leinewebers zu Oberplan in Südböhmen. Der reich begabte Knabe zog in dem kleinen Marktflecken die Aufmerksamkeit wohlwollender Menschen auf sich, die dann Veranlassung wurden, daß er in seinem zwölften Jahre in der Benediktinerabtei Kremsmünster in Oberösterreich Aufnahme fand. Hier gewann

Stifter in dem Priester Placidus Hall einen väterlichen Freund, der bald erkannte, welch herrliche Knospen diese junge Menschenseele trieb. Der junge Klosterschüler lernte zunächst tüchtig Latein; aber bald schon ging er ganz auf in Poesie, und dann wieder versuchte er mit Stift und Pinsel der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen. 1826 ging er nach Wien, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Dort packte ihn nun auch noch die Musik mit ihrer ganzen Zaubergewalt. Das erwählte Studium sagte ihm nicht recht zu, und nach einigem Schwanken zwischen Geschichte, Philosophie, Mathematik und den Naturwissenschaften entschied er sich endlich für die beiden letztern, denen er nun auch fortan mit größter Gewissenhaftigkeit oblag. In diesen Fächern unterrichtete er später die Kinder des Fürsten Metternich. 1848 ging er nach Linz, wo er das Jahr darauf Schulrat wurde. 1865 in den Ruhestand getreten, starb Stifter in Linz, am 28. Januar 1868.

Als Stifters Hauptwerk müssen wohl die „Studien“ betrachtet werden, die auch in den meisten Ausgaben und Auflagen erschienen sind. Ferner haben wir noch von ihm „Bunte Steine“ (5. Aufl. 1876), „Der Nachsommer“ (3. Aufl. 1877), „Witiko“ (1865—1867), „Vermischte Schriften“ (1870). Ausführliche Lebensbeschreibungen schrieben E. Kuhn (Wien 1868) und Markus: „Adalbert Stifter“ (Wien 1877).

Dies also wäre in kurzen Zügen das äußere Bild des Mannes. Und was ist denn nun das Fesselnde in seinen Schriften? Ja, wenn das so leicht gesagt wäre! Leser, du hast gewiß schon hin und wieder in ein junges oder altes Menschenantlitz geschaut, das dich durch seine schöne Eigenartigkeit mächtig ergriff. Oder du hast an einem lichten Frühlingsmorgen, an einem goldigen Sommerabend auf einer Bergeshalde gestanden, wo alles nur Sang und Duft und wonniges Entzücken, sodaß dein Herz sich hätte öffnen mögen, weil du nicht wußtest, „wohin mit der Freud“ — oder auch manchmal mit dem Leid? Nun sieh, in eine solche Welt reinsten und lautersten Empfindens führt dich Stifter. In seiner lieben Seele blüht und glüht, da singt und jauchzt alles, und in deiner eignen Seele da klingen die verwandten Saiten an und jubeln und klagen mit vor Lust und vor Leid. Was für prächtige Menschenkinder zeichnet dir Stifter! Da giebts keine Bösewichte, die dir durch ihre absonderlichen Unthaten kalte Schauder über die Haut jagen. Stifter sucht nie zu wirken durch Grausen und Entsetzen. Jedoch deshalb sind seine Menschen durchaus auch keine Tugendbolde oder süße, weinerliche Gesellen, keine Gebilde aus Duft und Mondschein. Er zeichnet dir mit täuschender Wahrheit Menschen vor die Seele, denen du gewiß im Leben schon hie und da begegnet bist. Da findest du vielleicht hier deinen Großvater, dort deine Mutter, deine Geliebte, dein Weib und Kind. Mit dem Herzen hat Stifter geschrieben, mit dem prächtigsten Herzen, das je sich des Lebens gefreut, und darum ergreift er auch dein Herz ganz. Dabei ist er solch ein feiner Kenner der Menschenseele; er läßt dich in ihre geheimsten Falten hineinschauen und läßt noch mehr ahnen, als du geschaut. Darum erscheinen uns auch die gelegentlichen Verkehrtheiten und Irrungen seiner Gestalten so anmutend folgerichtig.

Und nun welch sinnige Naturauffassung! Mit dem Auge des Malers, mit dem Ohr des Musikers hat Stifter der Natur ihre süßesten und lieblichsten Geheimnisse abgelauscht, und von seiner Hand geführt, ahnst und fassest auch du bald ihre reine und keusche Schönheit: er erzieht zu sinnigem Naturverständnis, zu reinstem Naturgenuß.

Dabei ist er durch und durch religiös. Sein tiefinnerster Glaube an den treuen, lieben Gott mutet uns an wie ein gläubiges Kindergemüt. Hier kann ich mirs nicht versagen, einige Stellen wörtlich anzuführen. In der Erzählung „Das alte Siegel“ ist Hugo, der Held der Erzählung, von einem Unbekannten in die Kirche bestellt worden. Da heißt es nun:

> Hoch oben durch die Fenster wallte ein Sonnenstrom herein und setzte den ruhig erhabenen Raum in warmes Feuer. Hugo war vor sich selber in einiger Verlegenheit, da ihm sein Gefühl sagte, daß er heute nicht aus Andacht in die Kirche gekommen sei; aber da er entschlossen war, den Vorfall nur zum Guten zu benutzen, so beruhigte er sich bald wieder.

Wie fein ist hier das so zartfühlige Gewissen, die religiöse Gewissenhaftigkeit gezeichnet, die darüber errötet, das Haus des Herrn nicht aus rein innerm Drange aufgesucht zu haben. — Von dem gläubigen Katholiken muß uns Protestanten unter andern folgende Stelle bedeutsam erscheinen. In dem Stücke „Die Mappe meines Urgroßvaters“ wird erzählt, wie der Urgroßvater in einer Stunde unseliger Verblendung hat Hand an sich selbst legen wollen, und dann schreibt er in sein Tagebuch:

> Ich muß mein Amt — er ist Arzt — mit noch größerm Eifer verwalten, ich muß in die tiefsten Dinge desselben niedersteigen, und muß die größten Schwierigkeiten und die kleinsten Pflichten desselben thun, damit wieder alles ausgeglichen werde.

Also durch innere Glaubenskraft, die in treuester Pflichterfüllung Gestalt gewinnt, will der Gefallene das Schuldbewußtsein austilgen und so sich wieder zum Frieden mit seinem Gott durchkämpfen. Solcher Sinn, solcher Glaube durchweht Stifters sämtliche Schriften, und wer nur irgend Empfänglichkeit dafür besitzt, wird durch ihn erbaut werden. Es kommen ganze lange Seiten, ja ganze Kapitel, die man nicht lesen kann, ohne selbst tief religiös gestimmt zu werden. Gewissermaßen sein religiöses und künstlerisches Glaubensbekenntnis giebt uns der Dichter in seiner Vorrede zu „Bunte Steine.“

Wohl hat Stifrer auch seine Schwächen. Da ließe sich zunächst viel an der künstlerischen Anlage seiner Bilder herummäkeln, da läßt sich gewiß viel sagen und beweisen von schiefem Aufbau, von verworrenen Linien; aber warum mit dem Meister hadern, da doch das Ganze als vollendetes Schöne wirkt? Ferner sind die meisten Stifterschen Erzählungen arm an Handlung, und der kalte, nüchterne Verstand wird von Weitschweifigkeit und Langatmigkeit reden. Stifter spinnt seinen Faden in ruhiger Behaglichkeit. Das Rad steht wohl auch ganz still, wie bei einer freundlichen Spinnerin, die die wunderlichsten Gedanken in ihrem lieben alten Kopfe aufgespeichert. Daher suchst du auch bei Stifter vergebens jene Spannung, mit der dir so oft unsre gegenwärtigen Schriftsteller die Seele ängstigen und foltern. Er gewinnt dir für seinen Gegenstand eine sanfte, innige Teilnahme ab, und von ihr fühlt sich deine Seele wohlig dahingetragen; er beruhigt dich, als wiegten dich die Wellen, als lauschtest du einem Adagio von Beethoven. Auf diese Eigenschaft der Schriften Stifters möchte ich aber gerade ganz besonders aufmerksam machen, weil in unsrer aufgeregten und überreizten Zeit, da die stets hochgehenden Wogen unser Lebensschiff so arg rütteln, ein solch beruhigendes Oel wirklich als ein wahrer Segen begrüßt werden muß.

Darf ich auch noch ein kurzes Wort über Stifters Sprache sagen? Stifter kennt, wie selten einer, den Zauber unsers lieben Deutsch, und er läßt ihn in voller Macht auf dich wirken. Sein Redefluß gleitet dahin wie ein traulich plauderndes, lustiges Bächlein; Bild reiht sich an Bild, die herrlichsten Gedanken vertraut er dir in der anmutigsten Form. Wie Stifters Stoffe, so seine Sprache: farbenreich und zart, keusch und duftig. Dabei ist sein Deutsch von wohlthuender Reinheit: fast nie begegnet man den häßlichen Fremdlingen, mit denen die meisten unsrer Schriftsteller unsre so schöne und reiche Sprache verputzen und entwürdigen. (Wegen einiger österreichischen Wendungen und Eigentümlichkeiten wird man nicht mit dem Oesterreicher rechten wollen.) Den holden Zauber von Stifters Sprache empfindet man freilich erst voll und ganz beim Vorlesen, abgesehen davon, daß auch hier das alte Wort seine Wahrheit bewährt: Geteilte Freud' ist doppelte Freud'.

Und hier nehme der nachsichtige Leser noch eine Bemerkung mit in den Kauf, die eigentlich nichts mit meinem Gegenstande zu thun hat. Ich meine nämlich, daß in der deutschen Familie das Vorlesen viel, viel mehr gepflegt werden sollte. In unsrer schnellebigen Zeit wird alles Lesen zu einem gedankenschnellen Ueberfliegen mit dem Auge, wobei höchstens die Neugierde befriedigt wird, die Seele sich aber mit einem recht zweifelhaften Genusse begnügen muß. Und was recht schlimm dabei ist: uns geht darüber der Sinn für die edle Schönheit unsrer Muttersprache mehr und mehr verloren, sie wird zu sehr zu den schwarzen, wimmelnden Zeichen herabgewürdigt. Unser Deutsch will nicht so viel bloß gesehen, es will mehr gesprochen und gehört sein!

Nun aber zum Schluß nochmals die Mahnung: Gebt Stifter in die Hand der Jugend! Selbst seine geringsten Sachen wird deine Tochter gern lesen, und sie sind ihr unendlich dienlicher als „Goldelse“ und ihre unzähligen Abklatsche, und wenn die gefälligen Reime von Julius Wolff sich dem Ohr deines Sohnes noch so leicht einschmeicheln, Stifters Sprache birgt wenigstens ebenso viel Musik und unendlich mehr Gehalt. Ihr aber, die ihr Stifter lange, lange nicht aufgeschlagen, nehmt ihn wieder einmal zur Hand, und der alte Freund wird euch nur noch lieber werden. H D

Verschiedenes

(Fechner †) Am 18. November starb in Leipzig der ordentliche Professor der Physik Gustav Theodor Fechner, Dr. phil. et med., geboren am 19. April 1801 zu Groß-Särchen bei Muskau. Sohn eines Pfarrers, anfangs Privatdozent der Medizin, dann Professor der Physik, später, nachdem eine vierjährige Krankheit ihn diesem Lehramt entzogen hatte, unter dem bisherigen Titel Lehrer der Philosophie, hat er diesen Lebensgang in seinem System sich spiegeln lassen. Auf naturwissenschaftlicher Grundlage baut es sich zur Psychologie (— charakteristisch der Name seines Hauptwerkes „Psychophysik“ —) und der Religionsphilosophie auf, ja bis in die geheimnisvollen Gebiete der Mystik und Theosophie hinein. Einzelne seiner Schriften, wie „Die drei Motive und Gründe des Glaubens“ (1863), gehören zu dem besten, was von philosophischer Seite für die religiöse Weltanschauung geschrieben ist, und manchen Studenten — Schreiber dieses könnte einen seiner besten Freunde dafür anführen — hat er vom Banne des Materialismus befreit. In seiner Jugend schon, 1822, schrieb er auch Humoristisches unter dem Namen Dr. Mises, womit er selbst Jean Pauls Interesse erregte. Gelesen hat er bis 1875, geschrieben noch bis vor wenigen Monaten: „Zur Kritik des Mendebrunnens“ (in Leipzig); denn er war auch in der Kunst wohlbewandert. Fechner gehörte zu den gottbegnadeten Greisen, wie wir sie gerade unter den deutschen Professoren finden, bei denen es einem wie undenkbar scheint, wenn endlich im höchsten Alter auch ihre Stunde geschlagen hat. B H

(Hessischer Hauptverein des Evangelischen Bundes) Am 15. d. M. konstituirte sich zu Frankfurt a. M. der hessische Hauptverein des Evangelischen Bundes. Nach Gebet und einleitenden Worten des Herrn Professor D. Weiffenbach-Friedberg referirte Herr Professor D. Gottschick-Gießen über das Thema: „Welches religiöse Einheitsband kann und soll die verschiedenen Richtungen des Protestantismus im Kampfe gegen Rom verbinden?“ Redner, der sein Thema in durchaus erschöpfender Weise behandelte, wies nach, daß es nicht einzelne theologische Schullehren sind, die den Katholizismus vom Protestantismus trennen, sondern große Totalanschauungen, deren Einfluß auf das ganze Leben evident ist. Die Orthodoxie, mag sie mit der römischen Kirche ein noch so großes Maß von einzelnen Dogmen gemeinsam haben, hat Recht, wenn sie den liberalerseits gegen sie erhobenen Vorwurf des Romanisirens zurückweist. Erlebt der evangelische Christ die Rechtfertigung vor Gott in der Erfahrung des in Christo offenbaren Gnadenwillens, so steht dem auf katholischer Seite gegenüber, daß die Vorbedingung für jeden Anteil an Christus die unbedingte Unterwerfung unter die über jede Prüfung erhabene Priesterschaft ist, deren Handlungen allein Anteil an der Gnade vermitteln. Von hier aus ergiebt sich der Gegensatz zwischen dem evangelischen Heilsvertrauen auf die Gnade Gottes in Christo und dem katholischen Fürwahrhalten der Lehren der unfehlbaren Kirche, zwischen der evangelischen Erfahrung der Heilskraft von Wort und Sakrament und der katholischen Annahme einer Sakramentsmagie, zwischen der evangelischen Heilsgewißheit und der katholischen Heilsunsicherheit, die sowohl der Priesterschaft gegenüber unwürdig macht, als die Heiligenverehrung hervortreibt.

Bei der Lehre von der christlichen Vollkommenheit ist gegenüber zu stellen die evangelische Selbständigkeit des in Gott gebundenen Gewissens hinsichtlich der eignen Lebensführung und die katholische Unterwerfung unter das richterliche Urteil des Beichtvaters; die verschiedene Schätzung des sittlichen Wertes kirchlichen und kultischen Handelns, der Ausschluß der Verdienste durch die Idealität und den Umfang der Pflicht im Gegensatz zu dem Wahne nicht pflichtmäßiger, verdienstlicher Handlungen; die evangelische Schätzung des bürgerlichen Berufes, der Familie und des Staates auf der einen Seite und auf der andern die katholische des Mönchtums und deren Anspruch auf Herrschaft der Hierarchie über Ehe und Staat als an sich sündige Gebiete (vgl. Augsburgische Konfession 27).

Dieselben Negationen entspringen bei dem liberalen Protestantismus aus dem Vorhandensein gleicher positiver Gesamtanschauung. Redner warnt davor, aus den Positionen des Gegners eigne Konsequenzen zu ziehen und sie dann dem Gegner unterzuschieben, und beklagt die furchtbare Parteileidenschaft und Erbitterung beim Austrag religiöser Kontroversen, die es unmöglich mache, den Gegner zu verstehen. Wer wollte einem Manne wie Lipsius die persönliche Erfahrung der Sündenvergebung und Rechtfertigung absprechen? Auch in den Kreisen des liberalen Protestantismus gilt der unbedingte, pflichtgemäße Charakter des Sittlichen, nicht der verdienstliche; die unbedingt verpflichtende Heiligkeit des Sittlichen im Gegensatz zu einem selbst- und lohnsüchtigen Gesetzesstandpunkt. Auch in den Kreisen des sogenannten rationalistischen Bürgertums sind die Befiehl du deine Wege-Lieder eine Quelle der Ermutigung und des Trostes. Auch hier steht man zu Gott als dem liebevollen Vater, dessen vergebender Gnade in Christo man gewiß sein darf, nicht als zu dem gestrengen Richter, den man sich erst durch Häufung zeremonieller und asketischer Leistungen zu einem gnädigen umstimmen müsse.

Ein ganz andres Gepräge hat doch der Wunderglaube der Orthodoxie und der des Katholizismus. Hier blinde Unterwerfung unter das, was das empirische Kircheninstitut lehrt; dort das Vertrauen, daß der Vater Jesu Christi an die Schranken der Naturordnung nicht gebunden ist.

Es sind gleichartige Anschauungen über die Herzensstellung zu Gott, es ist das innerste, persönliche Leben der Frömmigkeit, die persönliche Lebensstimmung, kurz, ein bestimmter Typus des religiös-sittlichen Lebens, der allen protestantischen Richtungen im Gegensatz zu dem Katholizismus eigen ist.

Auf Grund dieser positiven religiösen Gemeinschaft erklärte Redner einen Zusammenschluß aller evangelischen Christen für möglich, ja in Anbetracht der aggressiven Haltung des römischen Katholizismus, der alle möglichen Kampfesmittel, Broschüre, Presse, wissenschaftliches Werk, freien Verein, kirchliche Organisation u. a. m., ins Feld führe, für sittlich berechtigt und notwendig. Geschlossene, organisirte Abwehr sei nötig. Diese gewähre die Kirche als solche nicht. Gegenüber der gefährdeten Lage der heiligen Güter des protestantischen Glaubens und der protestantischen Kultur müssen Einwände, wie: der Bund sei inopportun und unzeitgemäß, verstummen. Wir wollen durch die That beweisen, daß wir durch die Geschichte, welche Perioden furchtbarer innerer, durch Parteikämpfe herbeigeführter Zerrüttung des Protestantismus aufweist, etwas gelernt haben. —

Der Vortrag fand bei der Versammlung allseitige Zustimmung und wird demnächst im Druck (als Flugschrift des Evangelischen Bundes) erscheinen. Nach kurzer Beratung über die Statuten wurden folgende Herren in den Ausschuß gewählt: a) Für Starkenburg: Oberbürgermeister Ohly, Pfarrer Pahnke, Pfarrer Hardt-Offenbach, Professor Dr. Städel-Darmstadt; b) für Rheinhessen: Dekan Walther, Reichstagsabgeordneter Brand-Mainz (zugleich Schatzmeister des hessischen Hauptvereins), Pfarrer Wiener-Worms; c) für Oberhessen: Professor Gottschick-Gießen, Dekan Pullmann-Grünberg, Bürgermeister Bramm-Gießen, Schulrat Schmidt-Friedberg. Nachdem Herr Professor Weiffenbach den beiden anwesenden Vertretern des Oberkonsistoriums, Herren Präsidenten Dr. Goldmann, Exzellenz, und Geh. Rat Buchner, für ihr Erscheinen gedankt und mitgeteilt hatte, daß die am Kommen verhinderten Herren, Prälat Dr. Habicht, Oberkonsistorialrat Köhler, Direktor Brand-Mainz und Direktor Holzmann-Großgerau, das Unternehmen des Bundes mit Sympathie begrüßten, wurde die Versammlung geschlossen. R V

Ueber Begründung von Haupt- und Zweigvereinen des Evangelischen Bundes sind der Redaktion von den verschiedensten Seiten Berichte zugeschickt worden. Wegen Mangels an Raum konnten sie leider keine Aufnahme finden. Zudem verband sie eine in der Natur der Sache liegende Gleichartigkeit des Inhalts.

Obigen Bericht haben wir abgedruckt, erstens, weil er von der „protestantischen“ Redaktion einer politischen Zeitung in dieser Form beanstandet worden ist und mithin ein Beispiel der Unbefangenheit unsrer „protestantischen“ Tagespresse bietet; zum andern, weil der Vortrag des Professors Gottschick geeignet scheint, ungemein viel zur Klärung und Verständigung beizutragen. Es scheint der erste gründliche Versuch, ein wirklich religiöses, positives Einheitsband zwischen den verschiedenen Richtungen im Protestantismus aufzuweisen. Daß ein solches vorhanden sein muß, zeigt zur Genüge das thatsächliche positive Zusammenwirken derselben — nicht nur im Evangelischen Bunde. Die Kreuzz. nennt freilich jenen Versuch kurzweg einen „verunglückten,“ aber sie meldet dafür auch kein Wort von den soliden Grundgedanken, welche unser Berichterstatter aus dem Vortrage mitgeteilt hat. D H

(Evangelische Erziehungsanstalt zu Schadwalde) Im Oktober 1886 veröffentlichte Pfarrer Henrici in Schadwalde bei Marienburg in Westpreußen ein Bittgesuch um Beisteuern zur Gründung und Unterhaltung einer evangelischen Erziehungsanstalt daselbst für Kinder aus Mischehen, welche in Gefahr sind, der römisch-katholischen Kirche anheim zu fallen. Bis Mitte Mai flossen ihm 230 Mark 75 Pfennige zu. Das war nicht viel; trotzdem hat er es auch mit Dank angenommen. Nun möchte er aber die so wichtige Stiftung gern fester begründen und obendrein erweitern. Bisher hat er vier Knaben aufgenommen; andre begehren dringend Einlaß. Das angekaufte Haus mit einem Morgen Land kostet mit Instandsetzung und nötigstem Inventar 3005 Mark. Es wird, so Gott will, inmitten der römischen Propaganda eine gesegnete Zufluchtsstätte für gefährdete evangelische Kinder sein und bleiben. Aber wer hilft Mittel schaffen? Vielleicht daß diese Zeilen, wie unsre Notiz in Nr. 6, offene Herzen finden.

(Griechische Kirche in Berlin) Der „Graschdanin“ schreibt: „Das Statut der in Berlin gegründeten russisch-orthodoxen Brüderschaft ist bestätigt, und mit dem neuen Jahre wird die Brüderschaft ihre Thätigkeit beginnen.“ In Berlin leben über zweitausend Angehörige der griechisch-orthodoxen Kirche.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig